

Hansjürgen Koschwitz

Zur Publizistik politischer Minderheiten: die studentische Presse

Die Studentenpresse als publizistischer Typus

Mit der seit Mitte der sechziger Jahre zu beobachtenden Polarisierung politischer Tendenzen innerhalb der deutschen Studentenschaft und mit deren partieller Radikalisierung wuchs das Interesse einer breiteren Öffentlichkeit auch an der studentischen Presse. Man fand sich allmählich bereit, intensiver von der Studentenpresse als publizistischem Typus Kenntnis zu nehmen und sie als einen in seiner Wirkung möglicherweise nicht zu unterschätzenden Faktor im Politisierungsprozeß der akademischen Lehrstätten zu begreifen. Bis dahin hatten studentische Zeitschriften zumeist nur sporadisches Aufsehen erregt, vor allem dann, wenn allzu forsches Auftreten einzelner Blätter zu Konflikten mit der Justiz oder zu Spannungssituationen in der Universität geführt hatte. Danach wurde sehr rasch zur Tagesordnung übergegangen, die immer drängender werdenden Hochschulprobleme blieben vorerst in ihrem Ausmaß noch unerkannt. Diesen – in der Rückschau – etwas selbstzufrieden anmutenden Standpunkt konnte eine namhafte deutsche Wochenzeitung noch zu Beginn der sechziger Jahre äußern: „Der Studentenzeitungsmarkt dürfte heute gesättigt sein. Durch gemäßigte Stimmen, auch christlich-demokratische, ist die schlimmste Einseitigkeit überwunden worden. Daß die Roten und Rosaroten noch recht lange schimpfen, können wir nur wünschen: Denn solange sie nicht jubeln, sind ihre Mannen nicht an der Regierung. Unsachliche Fliegeleien besitzen keine Werbekraft, und sachgerechte Kritik hat noch keinem freiheitlichen Gemeinwesen geschadet.“¹

In den darauffolgenden Jahren erhielten Studentenblätter jedoch immer größere Publizität innerhalb wie außerhalb der Universitäten. Aus oft relativ wenig beachteten Diskussionsorganen wurden sehr rasch in die aktuelle Hochschulpolitik eingreifende Kampf- und Agitationsblätter. Diese Wandlung, vor allem des Stils und der Inhalte, regte zu einer veränderten Beurteilung auch seitens der Publizistikwissenschaft an: „Vorderhand bleibt offen, ob die studentischen Zeitschriften in Zukunft zu den keineswegs mehr nur die Hochschulpolitik pflegenden, sondern die allgemeine Politik kritisierenden Organen zählen. Während der letzten Jahre haben sie sich, gleichgültig aus welchen politischen Lagern sie stammen, über den Tenor von Bierzeitungen und Corporationsblättchen hinweggehoben. Derzeit bieten sie keineswegs nur das Bild

¹ Klaus Ritter, Deutsche Studentenpresse 1962, in: Rheinischer Merkur Nr. 29, 20. Juli 1962, S. 4.

rein studentischer Interessen- und Interessentenorgane. In Gehalt, Aufmachung und Tonfall nähern sie sich der . . . überängstlich apostrophierten ‚Kampfpresse‘, die gegen das ‚Establishment‘ zur Gegenreform aufruft.“² Somit sind die Organe der Studentenpresse in der Tat typologisch der Gattung der politischen Zeitschriften zuzuordnen. Jedenfalls trifft dies für all jene Blätter zu, die ihre Funktion nicht in bloßer Information erblicken, sondern bewußt meinungsbildend wirken wollen. Hierzu zählt allerdings die übergroße Mehrheit.

Als Zweig der periodischen Presse rechnet man die Studentenzeitschriften in der Regel zu der jugendeigenen Publizistik³. Wird unter den Begriff Jugend die Altersgruppe der 15- bis 21jährigen gefaßt, so trifft dies nicht zu. Da in der empirischen Sozialforschung aber die Tendenz besteht, diese Altersgrenze bis etwa zum 25. Lebensjahr hinauszuschieben, und da soziologisch gesehen die Jugendzeit erst mit dem sozialen Faktum der Übernahme von Erwachsenenrollen im Rahmen des gesellschaftlichen und beruflichen Lebens endet, lassen sich Studentenblätter durchaus in den Kreis der Jugendpresse einordnen.

Die Studentenpresse gliedert sich in die folgenden Gruppen: 1. überregionale Studentenblätter, 2. regionale Studentenblätter, 3. AStA-Informationsblätter, 4. politisch und konfessionell ausgerichtete Studentenzeitungen, 5. Korporationspresse, 6. Studentische Nachrichten- und Pressedienste⁴. In der Bundesrepublik existieren rund 100 Studentenzeitschriften; wegen der hohen „Fluktuationsquote“ ist die Erstellung einer exakten Statistik jedoch überaus schwierig. „Die Statistik einer Studentenpresse ist schneller als jede andere veraltet. Kaum ein anderer Pressezeitungszweig ist solch schnellem Wandel unterworfen wie die studentischen Blätter.“⁵ Insbesondere wegen der häufigen Neugründungen, andererseits ebenso wegen der überraschenden Einstellung existierender Publikationen schwankt die Zahl der Blätter ständig. 32 Organe, die an Hoch-, und 44, die an Ingenieurschulen erscheinen, sind vor einiger Zeit vom Redakteurverband Deutscher Studentenzeitschriften als Mindestangabe genannt worden. Die Gesamtauflage beläuft sich auf rund 300 000 Exemplare; die Zeitschriften mit einer Auflage zwischen 5000 und 8000 Exemplaren überwiegen an Zahl. Die Erscheinungsweise ist im Normalfall semestermonatlich⁶.

Der gebräuchliche Terminus „Studentenzeitung“ ist formal insofern nicht ganz korrekt, als es sich bei dieser Presse-gattung in der Hauptsache nicht um Zeitungen, sondern um Zeitschriften handelt. Für die typologische Zuordnung zu den Zeitschriften sprechen: die Periodizität (im allgemeinen semestermonatlich); der Vorrang der meinungs-

² Wilmont Haacke, Die politische Zeitschrift, in: Handbuch der Publizistik, hrsg. von Emil Dovifat, Bd. 3 (Berlin 1969) 469.

³ Vgl. u. a. K. Koszyk u. K. H. Pruys, dtv-Wörterbuch zur Publizistik (München 1969), Stichwort: Studentenpresse, S. 349.

⁴ Die Aufgliederung entspricht der vom „Verband Deutscher Studentenschaften“ herausgegebenen Liste der Studentenzeitungen (1968).

⁵ U. Flögel, Die deutsche Studentenpresse, in: Der Convent 17. Jg. (1966) H. 9, S. 198.

⁶ Vgl. G. Schulz, Studentenzeitschriften, in: Der junge Ingenieur, Jg. 1968, H. 7, S. 12.

bildenden, aus Distanz zur Tagesaktualität argumentierenden Inhalte und Aussageformen (Leitartikel, Kommentar, Editorial, Glosse) gegenüber den rein informierenden; die häufig enge Verbindung zwischen Studentenorgan und einer bestimmten, mit dem Programm dieses Organs sympathisierenden oder hierauf verpflichteten politischen, weltanschaulichen oder religiösen Gruppierung innerhalb der Studentenschaft, d. h. die für politische Zeitschriften charakteristische gemeinschaftsstiftende Wirkung.

Funktionen der studentischen Presse

Studentenzeitschriften haben zunächst die Aufgabe, dem einzelnen Studierenden den Überblick über das komplizierte Gefüge einer modernen Universität zu erleichtern. Gründliche Informationen sowie praktische Anleitungen sollen seine Integration in das akademische Leben fördern. Es scheint jedoch, daß die Mehrheit der studentischen Blätter ihre publizistische Funktion mehr und mehr in der kämpferischen Auseinandersetzung mit verschiedenen hochschulpolitischen Reformkonzeptionen sowie mit politisch-gesellschaftlichen Entwicklungen außerhalb der Hochschulen sieht und weniger in der Vermittlung sachbezogener Informationen. Gerade in dieser Beziehung ist eine Wandlung des Selbstverständnisses der Studentenpresse zu erkennen. Noch in den fünfziger Jahren, als die Möglichkeiten einer Hochschulreform lediglich in engen akademischen Zirkeln diskutiert wurden und das Schlagwort von der Politisierung der Studentenschaft dem alltäglichen Vokabular noch fremd war, sahen viele dieser Zeitschriften ihre Mission primär in der Popularisierung der Tätigkeit der lokalen Studentenvertretung. Als im Jahr 1955 der AStA der Westberliner Universität zum ersten Mal den „*FU-Spiegel*“ herausgab, wollte er „von seiner Seite den Kontakt zwischen Studentenvertretung und Studentenschaft enger gestalten. Dies monatlich erscheinende Mitteilungsblatt“ – so verkündete das Geleitwort der neuen Zeitschrift – „soll Auskunft über alle wichtigen Universitätsangelegenheiten geben. Jeder Student hat ein Recht, genaue Auskunft über die geleistete Arbeit der von ihm gewählten Studentenvertretung zu erhalten.“⁷

Bereits in damaliger Zeit jedoch gab man sich mit einem thematisch derart eingegrenzten Programm nicht immer zufrieden. Die Leser über die internen Geschehnisse in der Sphäre der Alma mater zu informieren, erschien nur als Pflichtaufgabe jeder studentischen Publikation, in der sich aber die redaktionelle Arbeit nicht erschöpfen durfte. Einzelne politisch engagierte Jungakademiker sahen den Sinn ihrer publizistischen Tätigkeit gleichzeitig darin, ihre Kommilitonen stärker an gesamtgesellschaftlichen Fragestellungen zu interessieren; sie wollten verhindern, daß sie sich allzu früh in einseitiger Arbeitsroutine verloren und über die engen Schranken ihrer Disziplin hinauszusehen vergaßen. In solchem Bemühen hatten sich bereits im Jahr 1947, als

⁷ *FU-Spiegel* 1. Jg. (1955) Nr. 1, S. 1.

die Zeitschrift „*colloquium*“ erstmals an die Öffentlichkeit trat, die Gründer an ihre zukünftigen Leser gewandt. „Die geistige Auseinandersetzung mit den wesentlichen Inhalten unserer Kultur, die Prüfung auf den Grad ihrer Standfestigkeit und Tragfähigkeit in der Zukunft und der Versuch, für die beherrschenden Tendenzen unserer Tage eine Synthese zu finden“, dies sollten die tragenden Leitgedanken für die folgenden Jahre sein. Der nach dem Zusammenbruch spürbare Enthusiasmus zum geistig-kulturell-politischen Neubeginn dokumentierte sich in dem Gelöbnis: „Alles Trennende, staatliche Grenzen, nationale Isolation, geistige Vorurteile überwinden, heißt dem Frieden dienen. Und das ist unsere höchste Aufgabe.“⁸

Im Zug der allgemeinen Normalisierung der staatlichen Situation zu Anfang der fünfziger Jahre wichen dieser frühe Optimismus und Elan einer allzu einseitigen Konzentration auf den akademischen Alltag. Manche studentischen Publikationen jener Jahre verraten angesichts der begrenzten Wirkungsmöglichkeiten merkwürdige Resignation.

Als parallel zu der einigenorts beklagten, anderenorts begrüßten Politisierung der Studentenschaft eine spürbare Radikalisierung eines Teils der Studentenpresse einherging, wurde bei manchen Blättern der Ton rasch um etliche Nuancen schärfer und aggressiver. Nicht selten begann zudem ein mitunter absurdes Konfliktdenken epidemisch zu grassieren.

Eine Reihe von Redakteuren fühlte sich nun bewogen, die Aufgaben der Studentenpresse neu zu formulieren oder in polemischer Form zu artikulieren. Als in diesem Sinn beispielhaft mag die Selbstaussage der Westberliner Zeitschrift „*Anrisse*“ gelten. Durch kritische Stimmen herausgefordert trugen die verantwortlichen Redakteure mehrere Thesen über Sinn und Ziel ihres Organs vor. Seine Funktion sahen sie nicht in der Befriedigung traditioneller Bedürfnisse nach der Existenz eines eigenen Studentenjournals. Sie betrachteten es vielmehr als ein Mittel, „Bestehendes zu verändern“, als ein Instrument zu „politischer Aktion“. Der Gedanke, eine Studentenzeitschrift könne einerseits Informationen liefern, andererseits gleichzeitig als „Theorieblatt“ fungieren, wurde uneingeschränkt verworfen. Das Programm zielte eingeständenermaßen auf die radikale Behebung von (tatsächlichen oder vermeintlichen) Mißständen, nicht nur innerhalb der Universität, ab:

„Wir wehren uns gegen eine Zeitung nach pluralistischem Muster, d. h. eine Zeitung, in der die verschiedensten Meinungen, von der reaktionärsten bis zu den utopischsten vorgeführt werden. Eine solche Zeitung befriedigt zwar den herkömmlichen Demokratiebegriff einiger Leser, sie bleibt aber wirkungslos und hilflos, wenn es darum geht, unsere Situation zu verbessern, und wäre damit nur noch ein weiteres Instrument, notwendige Änderungen zu verhindern.“⁹

Kein Hehl wird aus der Überzeugung gemacht, daß ein derartiges Programm zu einseitiger Stellungnahme verpflichtet. Jegliche Objektivität wird konsequenterweise

⁸ Colloquium 1. Jg. (1947) H. 1, S. 1.

⁹ Ausgabe vom 3. Juli 1968, S. 3.

strikt abgelehnt. Hinter einem solchen Programm verbirgt sich sichtbar die Tendenz zur politischen Kampfpresse. Repräsentativ für einen Teil der deutschen Studentenblätter wird am Beispiel solcher Publikationen die Entwicklung vom referierenden Verbandsorgan zur Tribüne politischer Agitation erkennbar.

Ungeachtet dessen haben in jenen Jahren der um sich greifenden Politisierung an den Hochschulen viele Zeitschriften, auch solche mit deutlich profilierter politischer Grundeinstellung und mit unbestreitbarer Bereitschaft zum politischen Engagement, nicht die primären Aufgaben studentischer Publizistik vernachlässigt. Sie richteten sich bewußt an die jungen Studierenden, die im verzweigten Gefüge moderner Massenuniversitäten nach Möglichkeiten der Orientierung suchten:

„Hier aber tritt nun – idealiter – die Studentenzeitung mit ihrer Vermittlerfunktion zwischen Studenten und akademischer Verwaltung, zwischen Student und AStA sowie Parlament, Fachschaften, Institute und Fakultäten, ja zwischen Student, Universitätsstadt und staatlichen Stellen sowie anderen Institutionen (z. B. Studentenwerk). Aus all dem ergibt sich eine festumrissene Aufgabe für die Zeitung: sie soll die Position des einzelnen Studenten gegenüber den übrigen Partnern durch bessere Information und durch praktische Hinweise stärken. Dazu aber sind Unabhängigkeit und die Möglichkeit zu unbeeinflusster journalistischer Arbeit nötig. Dies ist ein Grundsatz, den keine Redaktion preisgeben darf, den sie auch nicht durch zeitweiliges punktuelltes Entgegenkommen unterhöhlen lassen sollte.“¹⁰

Einzelne Redaktionen haben allerdings sehr deutlich ausgesprochen, daß die Frage nach dem Bedürfnis der Studentenschaft an einem spezifisch studentischen Presseorgan ganz und gar nicht unproblematisch erscheint. Vor allem ist es die äußerst unterschiedlich gelagerte Interessensituation unter dem potentiellen Leserkreis, die jede Redaktionspolitik erschwert. Rechenschaft über diesen Sachverhalt gab sich die katholische Studentenzeitung „Initiative“, als sie zu Beginn des Jahres 1967 die studentische Pressearbeit unter kritischen Aspekten analysierte und sich mit Aufgabe und Wert der studentischen Publizistik auseinandersetzte. Von der Frage ausgehend, was die Presse zu leisten habe oder zu leisten fähig sei, gab sie – indirekt – zugleich eine Erklärung für die Tendenz vieler Blätter, dem meinungsbildenden Teil immer größere Priorität vor dem rein informationspolitischen einzuräumen.

„Was soll die Studentenpresse leisten? Sie soll informieren und Forum der Meinungen sein. Journalistisch heißt das: Sie soll Nachrichten und Kommentare bringen, letztere am besten im Zusammenspiel mit ihren Lesern, die so an der Bildung einer öffentlichen Meinung mitwirken können.

Wer aber will, daß sie soll . . . ? Wo liegt ein Bedürfnis vor?

Für das studentische Presseorgan an einer Universität läßt sich diese Frage im allgemeinen so beantworten. An der Verbreitung von Nachrichten sind zuerst die ‚Agierenden‘ unter den Studenten interessiert, das Studentenparlament (Konvent) und der AStA. Sie fungieren auch meist als Herausgeber solcher ‚Informationen‘. Die Studentenschaft, die Empfänger also, zeigen für Nachrichten erfahrungsgemäß nur dann reges Interesse, wenn’s an den Geldbeutel geht. Ausnahmen seien konzidiert. Nachrichten anderer Art, z. B. Verhandlungen über das Disziplinarrecht, über die Arbeit von Ausschüssen, über die Repräsentation der Studenten in Uni-

¹⁰ Skizze, Studentenzeitung an der Universität Kiel, 15. Jg. (1966) Nr. 3, S. 4.

versitäts-Gremien usw. sind relativ belanglos: Die Masse der Mausgrauen weiß gar nicht, worum es da geht.

Etwas anders sieht die Sache aus, wenn ein studentisches Blatt als Meinungsforum aufgezo-gen wird. Da kommt der Anstoß meist ‚von unten‘, d. h. von den an journalistischer Arbeit Inter-esierten. Es entsteht ein Organ, das aus studentischem Blickwinkel Ereignisse in Politik und Kultur kommentiert. Gut aufgemacht erfreut es sich regen Zuspruchs. Es findet ein Bedürfnis, eine Nachfrage von unten, wenn es sie zu wecken versteht.“

Nur: die Lesemotive entspringen allzuoft nicht dem Bedürfnis nach Aufklärung, Belehrung oder nach Argumentationen; die Beweggründe für die Lektüre sind nicht selten vordergründiger:

„Die meisten Studenten greifen (leider?) nicht zu ihrer Zeitung, um sich über die Vorgänge in AStA und Konvent zu informieren, sondern weil sie auf irgendeine freche Feder ‚Appetit‘ haben, oder weil ihnen ein gut gemachtes, vielversprechendes Titelblatt ins Auge springt. Und wenn man von ‚Bedürfnis‘ sprechen kann, so ist es genau auf diese ‚hübsch garnierte Platte‘ gerichtet, die sich so erfrischend vom übrigen bedruckten Papier abhebt (– so hofft man –), etwa nach der Melodie: ‚... hier bin ich Student, hier darf ich’s sein ...‘“¹¹

Um also einer Studentenzeitung zum Erfolg zu verhelfen, müssen eine Reihe von Voraussetzungen erfüllt sein, in erster Linie aber das Zusammenspiel von Informa-tion und Meinung. Die differenzierten Erwartungen der Leser sind demgemäß nur durch eine flexible Redaktionspolitik zu erfüllen; die Alternative heißt entweder Ver-lust jeglicher Resonanz in der studentischen Öffentlichkeit oder aber Rückzug auf esoterische Zirkel ohne Aussicht auf Breiten- bzw. Massenwirksamkeit. Was „*Ini-tiative*“ anhand einer ausführlichen Problemanalyse darzustellen versuchte, brachte eine andere Studentenzeitschrift, „*Der junge Ingenieur*“, auf die lapidare Formel: „Brave Studentenzeitschriften werden eingehen.“¹² Diese Erkenntnis verleitet aber zu leicht zu der Annahme, nur das Redigieren von Skandalblättern könne auf die Dauer lohnen.

Das Dilemma der heutigen Studentenpresse scheint es also vornehmlich zu sein, daß nicht immer und überall ein ausgeprägtes Bedürfnis nach Unterrichtung über gesamt-universitäre Gegebenheiten und Entwicklungen vorhanden ist oder daß dieses Bedürf-nis nur in akuten hochschulbedingten Spannungssituationen, d. h. sporadisch, in Er-scheinung tritt. Andererseits ist der von nicht wenigen Studentenzeitschriften gewählte Weg der Anpassung an nicht-studentische Vorbilder, etwa Magazine oder Wochen-zeitungen, kaum erfolgverheißend, zumal mit jenen Publikationen, schon aus finan-ziellen Gründen, in kein gleichrangiges Konkurrenzverhältnis getreten werden kann.

Daß sich solider Journalismus jedoch auch in der Studentenpresse auszahlt, läßt sich allein am Beispiel der in West-Berlin erscheinenden Zeitschrift „*colloquium*“ nach-weisen, die – seit mehr als zwei Jahrzehnten – in kritisch-sachlicher Weise Hochschul-fragen und Gesellschaftsprobleme erörtert sowie durch ein ansehnliches Feuilleton in-teressierte Leser wirbt. In Periodika dieses Typs ist die publizistische Vermittlungs-funktion der Studentenpresse stets lebendig geblieben und ernst genommen worden.

¹¹ Zitate aus: *Initiative*, 7. Jg. (1967) Nr. 1, S. 10 f.

¹² Jg. 1968, Nr. 7, S. 12.

Die stärkere politische Profilierung von Teilen der Studentenschaft im Verlauf der letzten Jahre, ferner das wachsende Interesse an theoretischen Grundsatzdiskussionen sowie das offenkundiger werdende Aufgeschlossenheit für ideologisches Denken haben natürlich ihren Niederschlag in der inhaltlichen und thematischen Struktur vieler Studentenblätter und in den veränderten Funktionsbestimmungen gefunden. Es wurde teilweise versucht, den Lesern die theoretischen Grundlagen der (nicht nur national verbreiteten) Studentenrevolte zu verdeutlichen¹³, und damit erreicht, daß die Sprache vieler Studentenzeitschriften sich durch ein merklich höheres Abstraktionsniveau auszeichnete – keineswegs immer nur zum Nutzen allgemeiner Verständlichkeit. Vielfach sahen studentische Zeitschriften ihre Aufgabe jetzt in einer Verbindung von Agitation und theoretischer Unterweisung.

Erfolg und Mißerfolg der studentischen Presse

Es ist eine wissenschaftlich begründete, durch mannigfache politische Erfahrungen erhärtete Tatsache, daß eine Minderheit „von geschlossenem Typuscharakter“ mit gut organisierter oder eingespielter Zusammenarbeit den politischen Weg einer Generation tiefer zu prägen in der Lage ist als eine große Menge, sofern diese in politischer Hinsicht unprofilert und unkorporiert dahinlebt¹⁴. Schon aus solchen Gründen ist es bedenklich, aus der demoskopisch errechneten Summation von Individualmeinungen unter der Studentenschaft auf das bestimmende Meinungsbild zu schließen. Erfolge oder Mißerfolge einer politischen Minderheitenpresse können aus ganz ähnlichen Gründen weniger an quantitativ meßbaren Faktoren (Auflage, Verbreitung u. dgl.) abgelesen werden, sondern eher an der Fähigkeit dieser Presse, publizistische Leitbilder zu entwickeln, zu propagieren und neue, kollektiv akzeptierte Verhaltensweisen zu initiieren.

Zweifellos waren Struktur und Organisation der alten Universität überholt und in der Tat reformbedürftig. Das war – nicht allein unter den Studierenden – bereits zu Beginn der sechziger Jahre weithin anerkannt, obschon erst durch das Fehlschlagen vieler späterer Reformversuche und -bemühungen allgemein bewußt geworden ist, daß die deutsche Universitätstradition keineswegs in allen Bereichen negative Züge aufwies. In jedem Fall aber fand die auf Reform bedachte Studentenpresse für ihre Ansichten und Ziele den Boden bereitet. Der Anteil dieser Presse am Erstarken der studentischen Protestbewegung mag exakt nicht bestimmbar sein; daß sie jedoch über längere Zeit wesentliche Impulse und Aktionsanstöße vermittelt hat, ist nicht zu bestreiten.

¹³ Vgl. Claudia Pinl, Wandel der Studentenpresse in der Universitätskrise, in: Gewerkschaftliche Monatshefte 19. Jg. (1968) H. 5, S. 297.

¹⁴ Hierzu vgl. vor allem Walter Jaide, Das Verhältnis der Jugend zur Politik (Darmstadt 1964) 62.

Man kann insbesondere drei vorrangige Ziele der Studentenzeitschriften nennen. Zunächst strebten sie die Verunsicherung akademischer Würdenträger und, sofern erreichbar, die Beseitigung althergebrachter Formen akademischen Lebens an. In diesen Bestrebungen spielte der Abbau der bis dahin unangefochtenen professoralen Autorität eine herausragende Rolle. Überkommene Rangordnungen verschoben sich bald auffällig – bis hin zu offensichtlichen Disproportionen.

Parallel mit dem „Kathedersturz des Universitätsprofessors“¹⁵ lief die Suche nach brauchbaren Konzeptionen zur Institutionalisierung studentischer Interessenvertretungen und damit nach neuartigen Hochschulverfassungen und -statuten. Die Propagierung solcher neuen Entwürfe und Strategien war als das zweite wichtige Ziel studentischer Publizistik zu erkennen.

Ein drittes Anliegen der Studentenbewegung ist in den letzten Jahren die theoretische Arbeit vieler, sich meist zu „revolutionären“ Gedanken und Plänen bekennender Blätter gewesen. Damit vollzog sich, neben der agitatorischen Tätigkeit, in verstärktem Maß der Einzug ideologischen Denkens – meist neo-marxistischer Provenienz – in diese Presse.

Es ist eine nicht zu übersehende Entwicklung, daß eine Reihe von Studentenpublikationen, möglicherweise sogar eine Mehrzahl von ihnen, sich teilweise in eine pseudorevolutionäre Welt zurückzog und zu denjenigen Kräften, die sich um sinnvolle Umgestaltung des Universitätsbetriebs bemühten, völlig den Kontakt verlor (oder von sich aus abbrach). Hierbei verrieten sie direkt oder indirekt, daß es ihnen um prinzipielle Opposition und radikalen Umsturz ging; sie konnten jedoch nicht verhindern, daß ihre Vorstellungen und Theorien sich immer mehr von den politisch-gesellschaftlichen Realitäten abhoben. Angesichts derartiger Tendenzen war nicht mehr zu erwarten, daß dieser Teil der Presse die vielfältigen Reformvorgänge an den Hochschulen kritisch und fachlich kompetent beobachtete oder gar offenkundige Fehlentwicklungen, wie z. B. an den Westberliner Hochschulen, sachgerecht analysierte oder Korrekturen vorschlug. Die außeruniversitäre Öffentlichkeit konnte von solchen Publikationen kaum noch irgendwelche Kenntnis nehmen.

Die allmähliche Radikalisierung der politisch agierenden Studentenschaft und die Erfolglosigkeit der studentischen Protestaktionen in der Öffentlichkeit spiegelten sich im Niedergang mancher einst angesehenen Organe wider. Die „Umfunktionierung“ zu Kampfblättern, denen Breite und Ausgewogenheit der Berichterstattung und Kommentierung sowie Sachlichkeit der Argumentation zunehmend fehlten, machte weder vor ausgesprochen politischen Blättern noch vor Fachperiodika halt. Als Beispiel für die Wandlung einer politischen Studentenzeitung sei der Fall des Frankfurter „Diskus“ (gegründet 1951), eines von Anbeginn zwar linken, dennoch nicht doktrinär festgelegten Blatts, genannt. 1969, im Zug der antiautoritären Bewegung und der Frustratio-

¹⁵ Siehe auch die (recht unkritische) Analyse des FU-Spiegels von Dieter Hildebrandt: Keine Angst vor Professoren . . . , in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 3. März 1966, S. 20.

nen angesichts sich häufender politischer Mißerfolge (Fehlschlag der Anti-Springer-Kampagne u. a.), wurde die vergleichsweise „liberale“ redaktionelle Linie der Vorjahre aufgegeben und durch reine Agitation (im Sinn des SDS) ersetzt. Mitte 1970 übernahm dann der Sozialdemokratische Hochschulbund die Herausgeberschaft, der sogleich danach trachtete, durch eine neue Redaktionspolitik den Dogmatisierungsprozeß wieder rückgängig zu machen. Die politische Aufgabe einer Studentenzeitung wurde nunmehr primär darin gesehen, „studentischer Praxis dazu zu verhelfen, sich als beispielhaft emanzipatorisch zu verwirklichen, indem sie sich selbst fortwährend reflektieren lernt und in theoretische Begründungszusammenhänge zu stellen versucht“. Man hatte zudem eingesehen, daß sich die einseitige Fixierung auf einen rigiden marxistischen wissenschaftstheoretischen Standpunkt nicht auszahlt, womöglich zu keinerlei wissenschaftlich haltbaren Ergebnissen führen kann. Demgegenüber votierte die Redaktion nun für einen pluralistischen Theorieansatz, um die Perspektive nicht von vornherein zu verengen¹⁶. Linke Orientierungen gab man damit jedoch durchaus nicht auf.

Dafür, daß auch studentische Fachorgane in den Sog des Rigorismus gerissen wurden, ist die Heidelberger Zeitschrift „*Medizinstudent*“ ein Beispiel. Mit der „Eroberung“ des Fachverbands Medizin durch den VDS fiel dieses Fachblatt, das bis dahin stets auf Niveau und breite Information bedacht gewesen war, in die Hand eines betont linksanarchistischen Redaktionskollektivs, das sich gänzlich auf platte Polemik einließ und hierdurch die einst solide Basis der Zeitschrift untergrub¹⁷.

Radikale Töne sind freilich nicht auf die Blätter linker, sozialistisch-marxistischer Orientierung begrenzt geblieben, sondern ebenso in rechtsextremen Zeitschriften zu finden. Hier ist der „*Deutsche Studenten-Anzeiger*“ (gegründet 1961) an erster Stelle zu nennen, der seine Auflage von 17 000 Exemplaren im Wintersemester 1964/65 auf 41 000 Exemplare im Wintersemester 1967/68 steigern konnte. Der DSA ist als Pendant zu der rechtsradikalen Presse auf außeruniversitärer Ebene anzusehen¹⁸, deren Stil und Tendenzen in ihm genau kopiert werden.

Seit etwa Mitte des Jahres 1969 ist von den Bundeszentralen der verschiedenen Hochschulgruppen die Initiative ergriffen worden, um den Meinungspluralismus auf dem Markt der Studentenpresse wieder stärker zur Geltung zu bringen. Da die an den Einzeluniversitäten herausgegebenen lokalen Studentenorgane in den meisten Fällen zum Sprachrohr der Allgemeinen Studentenausschüsse geworden waren und sich infolgedessen die Zahl derjenigen Blätter, die zur Aufnahme politisch divergierender Ansichten in die redaktionelle Linie bereit gewesen waren, zwangsläufig dezimiert hatte, wurde von zahlreichen studentischen Gruppierungen dieser Entwicklung durch Edition eigener Organe entgegenzuwirken versucht. So erschien im Sommersemester 1969 im Auftrag der Deutschen Studenten-Union (DSU) die „*demokratische alterna-*

¹⁶ Vgl. Helmar Radke, Forum der Pluralität, in: Publik vom 25. September 1970.

¹⁷ Vgl. Heinz Knapp, ApO schützt vor Torheit nicht, in: Frankfurter Rundschau vom 14. Januar 1970.

¹⁸ Vgl. H. M. Broder und H. H. Haus, Die braune Renaissance, in: Frankfurter Rundschau vom 22. Februar 1968.

tive“ (Auflage 95 000), und bald darauf gab der Ring Christlich-Demokratischer Studenten die Zeitschrift „facts“ (Auflage 150 000) heraus. Ziel eines anderen neugegründeten Blattes, der Zeitschrift „input“ (Auflage 40 000 Exemplare), war die Propagierung betont linker Hochschulpolitik gemäß der Aktion Demokratischer Fortschritt. Das Hochschul-Magazin „uni-report“ legte seit seiner Gründung Ende 1969 Wert auf ausführliche hochschul- und bildungspolitische Informationen und Analysen. Die redaktionelle Konzeption dieses Magazins zielt darauf ab, als ein publizistisches Forum für reformwillige Kräfte unter Hochschulangehörigen wie Studenten zu wirken. Die Initiativen der gemäßigten Studentengruppen haben insgesamt dazu geführt, daß heutzutage die Struktur der Studentenpresse wieder differenzierter, pluralistischer geworden und eine echte Konkurrenzsituation entstanden ist¹⁹. Die Kurzlebigkeit oder mangelnde Resonanz vieler proanarchistischer oder einseitig extrem ausgerichteter Studentenzeitungen in den vergangenen Jahren mögen überdies den Blick dafür geschärft haben, daß das Verrennen in unfruchtbaren Radikalismus oder der romantische Rückgriff auf revolutionären Habitus auf die Dauer keinerlei erfolgversprechendes Programm darstellt. Damit war es möglich geworden, das allzu ideologiefixierte und realitätsferne Theoretisieren und Agitieren zahlreicher Studentenzeitungen mehr und mehr durch ein produktiveres Gegenbild auszugleichen.

Die Zeit des Anrennens gegen überholte Universitätstraditionen und überlebtes akademisches Ritual ist mit den Wandlungen des Hochschulbetriebs mehr oder minder unattraktiv geworden. Fehlentwicklungen im Reformprozeß haben zudem genügend Ernüchterungen bewirkt. Nachhaltige Erfolge der studentischen Publizistik werden sich in Zukunft daher hauptsächlich nur noch auf der Basis konstruktiver Kritik erzielen lassen. Die Schwierigkeit, in der sie sich in dieser Hinsicht befindet, ist aber vor allem darin zu sehen, daß konstruktive Hochschulpolitik keine Domäne der Studentenpresse allein mehr ist. Seitdem Hochschul- und Bildungsprobleme zu einem Hauptthema der allgemeinen Gesellschaftspolitik wurden und in der breitesten Öffentlichkeit diskutiert werden, stehen hier Studentenzeitschriften mit der Tagespresse, vor allem den Wochenblättern und den kulturpolitischen Zeitschriften in Wettbewerb. Ohnehin bezieht ein großer Teil der politisch aufgeschlossenen Studenten seine Informationen eben aus dieser Publizistik, nicht zuletzt, weil sie sich gerade in dieser Problematik durch größere Kompetenz ausgewiesen hat. Erfolge oder Mißerfolge der studentischen Presse werden sich nicht zuletzt danach bemessen lassen, in welcher Weise sie gegen diese Konkurrenz bestehen und, im Rahmen ihrer begrenzten Möglichkeiten, Profil gewinnen kann.

¹⁹ Siehe besonders: Erich Müller, Konkurrenz in der Studentenpresse, in: Handelsblatt vom 13. Januar 1970.